



Liebe Freunde und Wohltäter unseres Institutes!

Vor genau fünf Jahren hat Pfarrer Sievers von Nidda unser Haus am 1. Dezember 2007 eingeweiht. Aus den seitdem 20 erschienenen Mitteilungen konnten Sie etwas von unserer Arbeit erfahren und ersehen, dass unser Haus Königstein als ein Stück sudetendeutscher Heimat hier in Oberhessen angenommen wurde. Mit der Übernahme der Bibliothek und des Nachlasses von Dr. Pavel Bergmann aus Prag und dem Ausbau

des Dachgeschosses haben wir einen neuen Abschnitt unserer Präsenz in Geiß-Nidda eingeleitet, sozusagen einen neuen Fünfjahresplan gemacht.

Das neue Heft der Mitteilungen zeigt Ihnen, dass die Beiträge kundiger Autoren zunehmen, wofür wir besonders dankbar sind. Im Jubiläumsjahr der Ankunft der Slawenapostel Cyrill und Method 863 werden wir mit zwei Fahrten die europäische Bedeutung dieser beiden Heiligen aufzeigen, die seit 1980 auch Europapatrone sind. Auch unsere Tage der offenen Tür werden wir weiterführen. Dazu lade ich Sie herzlich ein, denn wir wissen, dass nicht nur der Vorstand und die Mitarbeiter das Institut ausmachen, sondern der Kreis der Freunde und Förderer. Daher bitte ich Sie von Herzen, weiterhin großzügig zu sein und uns zu helfen, in das neue Jahrfünft zu gehen.

Für die kommende Adventszeit wünsche ich Ihnen Gottes Segen. Wir wissen, dass Gott uns seinen Sohn schickte, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern. Gebe uns der neugewordene Gottes Sohn seine Gnade und seinen Segen im Neuen Jahr!

Von Herzen grüßt Sie

Pfr. Dr. Wolfgang Stingl

Geistl. Rat Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl,
1. Vorsitzender des Institutes und
Diözesanvertriebenenseelsorger der Diözese Mainz



Blick auf Opatija, den Nachbarort unseres Quartiers in Lovran.

Studienreisen 2013

Die slawischen Völker begehen 2013 den 1150. Jahrestag der Ankunft der Slawenapostel Cyrill und Method 863 in Mähren. 1980 hat Papst Johannes Paul II. die mährischen Landespatrone zu Patronen Europas erklärt und damit ausgedrückt, dass auch Osteuropa zu Europa gehört. So hat der polnische Papst die Einigung Europas gefordert und deutlich gemacht, wie die Folgen der unseligen Konferenz von Jalta überwunden werden sollten. Das geschah auch seit der politischen Wende nach 1989.

Nachdem wir bereits in Mähren, in der Slowakei und in Ungarn, aber auch in Rom und Konstantinopel den Spuren der hl. Cyrill und Method nachgingen, werden wir 2013 ihrem Erbe in Istrien nachgehen, wo die glagolitische Liturgie bis zum Zweiten Vatikanum lebendig war. Professor Grulich wird uns die Beziehungen dieses Raumes zu Mähren und zum Prager Emaus-Kloster deutlich machen.

Wir werden vom 22. bis 29. April 2013 mit dem deutschen Büro von „Kirche in Not“ eine Wallfahrt nach Istrien machen und das gleiche Programm noch einmal vom 28. Mai bis 4. Juni 2013 als Studienfahrt anbieten. Unser Quartier wird das Haus für pastorale Begegnung in Lovran sein, das von Schwestern geleitet wird und direkt am Meer liegt. Interessenten sollten das Programm bald anfordern, das zweitausend Jahre Kirchengeschichte nahe bringt. Einer der Höhepunkte wird die „Allee der glagolitischen Kultur“ sein, die von Roč nach Hum in die kleinste Stadt der Welt führt. Anfang Juli wird uns eine weitere Studienfahrt die Wirkungsstätten der Slawenapostel in Mähren nahebringen.

Grenzen des Dialogs

Überall wird heute über Dialog gesprochen: zwischen Staaten und Weltanschauungen, Konfessionen und gegensätzlichen Meinungen. Aber ist Dialog nicht auch zu einem Modewort verkommen, zu einer Worthülse?

Da mit dem Aufbruch des Zweiten Vatikanums, das 1962 in Rom eröffnet wurde, auch in den Kirchen das Schlagwort Dialog aufkam, ist es angebracht, festzustellen, was dieses Konzil darüber sagte und wie Kirchenmänner wie der Gründer des Hilfswerks „Kirche in Not“ danach handelten. Pater Werenfried van Straaten hatte Jahrzehnte lang das Unrecht im Osten angeprangert und wurde oft als „Kalter Krieger“ kritisiert. Er hatte auch die orthodoxen Kirchen im Ostblock offen kritisiert, wenn sie in ihrer Staatshörigkeit zu weit gingen, aber er bot unmittelbar nach der Wende den orthodoxen Kirchen seine Hilfe an, was leider zunächst nicht einmal von allen seinen Wohltätern verstanden wurde. Aber dabei hielt sich Pater Werenfried an die Aussagen, die das Zweite Vatikanum über den Dialog machte.

Der Wunsch nach dem Dialog schließe „unsererseits niemanden aus“, sagt die Konzilskonstitution „Gaudium et spes“ über die Kirche in der Welt von heute, „weder jene, die hohe Güter der Humanität pflegen, deren Urheber (Gott) aber noch nicht anerkennen, noch jene, die Gegner der Kirche sind und sie auf verschiedene Weise verfolgen“.

Nirgendwo ist in den Konzilstexten so klar wie hier gesagt, dass sich die Bereitschaft zum Dialog im Prinzip auf alle erstrecken muss. Andere Aussagen des Konzils zur Dialogpflicht des Christen und der Kirche leuchteten damals allen ein: Dass bei Meinungsverschiedenheiten diese im Dialog geklärt werden (Gaudium et spes 43) und dass dieser erforderlich sei zur Entfaltung der Menschen (ebda 25) und zwischen verschiedenen Gruppen und Nationen (ebda 56). Schwieriger wurde es schon für manche, wenn das Ökumenismus-Dekret den Dialog mit den getrennten Brüdern auf der Ebene der Gleichheit forderte. War nicht die katholische Kirche die allein wahre? Und dann noch Dialog mit Nichtchristen, mit Nichtglaubenden und Kirchenverfolgern?

Tatsächlich ist dann oft der praktizierte Dialog auf Ablehnung einzelner Christen, aber auch mancher kirchlicher Kreise gestoßen. Das gilt auch für die Verhandlungen des Vatikans mit kommunistischen Regierungen, die wie im Falle Ungarns noch während des Konzils geführt wurden.

Die Ablehnung war oft total

Das Gespräch mit dem Feind wurde als Kollaboration, ja sogar als Verrat bezeichnet. Ein ungarischer Kirchenmann, der gegen alle Ver-

handlungen Roms mit Budapest war, erklärte damals: „Können Sie sich vorstellen, wie es auf die römischen Christen in der Arena gewirkt hätte, wenn sie Petrus mit Nero in der Zirkusloge im Gespräch gesehen hätten?“

Aber Rom verhandelte weiter, lud Nichtglaubende zu Gesprächen und Tagungen, aber auch Nichtchristen zum gemeinsamen Gebet nach Assisi. Gerade der verstorbene polnische Papst, der aus seiner Verurteilung des Marxismus als „Schande unseres Jahrhunderts“ nie einen Hehl gemacht hatte, führte den Dialog weiter, auch mit den Gegnern und Verfolgern der Kirche.

Wie sehr sich die Dialogbereitschaft weiterentwickelt hat, sehen wir an den Symposien, die der Römische Rat für die Nichtglaubenden mit Instituten und Akademien im ehemaligen Ostblock durchführte. Das von Karl Rahner herausgegebene Lexikon für Theologie und Kirche enthält im 1959 erschienenen Band 3 noch nicht den Begriff Dialog in unserem Sinn. Dort werden nur „Dialoge“ als eine in der Antike gepflegte literarische Gattung behandelt. Waren sie auch meist Polemik, so sind sie doch später bis hin zu den Religionsgesprächen während und nach der Reformation zu bescheidenen Vorläufern des heutigen Dialogs geworden.

Wie weit die Päpste in der Geschichte manchmal zu gehen bereit waren, zeigt die Gesprächsbereitschaft Pius' VI., der 1782 nach Wien zu Kaiser Josef II. fuhr, oder Pius' VII. in seinem Verhältnis zu Napoleon.

Eine Einschränkung macht aber das Konzil: Es meint den „Dialog, geführt einzig aus Liebe zur Wahrheit und unter Wahrung angemessener Diskretion.“ Hier sind die Grenzen gesetzt. Die Liebe zur Wahrheit muss auf beiden Seiten liegen, ebenso bei beiden Gesprächspartnern angemessene Diskretion, um nicht unnötiges Ärgernis zu geben. Beispiel für einen nicht weitergeführten Dialog ist unter anderem der Abbruch der Verhandlungen Casarolis mit Prag, als 1973 die Ernennung von Bischöfen in Olmütz und in der Slowakei zeigte, dass die Regierung in Prag den Kriterien des Konzils nicht entsprach.

Im Krieg seit 1991 im ehemaligen Jugoslawien hat der kroatische Erzbischof von Zagreb Franjo Kardinal Kuharić bis an die Grenze der Selbstverleugnung das Gespräch mit dem serbischen Patriarchen Pavle gesucht. Die Haltung verschiedener serbischer Hierarchen zur Wahrheit und ihre langjährige Unterstützung der Belgrader Aggressoren haben aber gezeigt, dass hier ein echter Dialog nicht mehr möglich war. In privaten Gesprächen hat Kardinal Kuharić daraus kein Hehl gemacht.

Als Richtschnur für jeden Dialog, auch für die schwierigen Gespräche der Vertriebenen mit den Vertreibern sollte immer die auch

vom Konzil zitierte Losung Johannes XXIII. sein: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“

Der christliche Dialogpartner wird die Grenzen nicht eng ziehen. Er weiß um die Gnade und kennt auch das Wort vom „Hoffen wider alle Hoffnung“ (contra spem in spem), das sich Pater Werenfrieds langjähriger Freund Weihbischof Adolf Kindermann in Königstein als bischöflichen Wahlspruch gewählt hatte. Deshalb muss man der Wahrheit verpflichtet sein und klare

Rudolf Grulich

Kennen Sie die Hannakei?

Die Olmützer und die Mittelmährer kennen die weite und fruchtbare Ebene der Hanna an der mittleren March, die vom Drahana-Hochland bis zu den Ausläufern der Beskiden reicht und im Norden von Sternberg bis hinab zur Wischauer Sprachinsel. Olmütz, Proßnitz, Prerau und Kremsier sind die bekanntesten Städte dieses Gebietes und seine kulturellen Zentren mit einer reichhaltigen Kultur und Geschichte, aber auch mit einer hannakischen Lebensfreude des Tanzes, malerischen Festen und gutem Essen. Otto Fr. Babler, der bis zu seinem Tode 1981 als Schriftsteller und Übersetzer auf dem Heiligen Berg bei Olmütz lebte, beschreibt diese fruchtbare Ebene im Herzen Mährens, ja im Herzen Europas, welche den Mädchennamen Hanna trägt, als „einen Landstrich, der mit seiner fetten und schwarzen Erde eine der fruchtbarsten Gegenden unseres Erdteiles bildet. Das Volk, das dieses gesegnete Land bewohnt, zeichnet sich in seiner Lebens- und Redeweise durch eine besondere Behäbigkeit aus, aber auch durch Fleiß und Ausdauer. Dem Reichtum des Landes entsprach auch die – inzwischen leider praktisch ausgestorbene – Tracht, die einen besonders bunten Prunk entfaltete.“ Und der 1859 in Mährisch-Weißkirchen geborene Schriftsteller Jakob Julius David schreibt über die Hanna: „Dies war das reiche und fruchtschwere Flachland, das ich kannte, liebte und desto schmerzlicher ersehnte, je länger ich es nicht gesehen; umgrenzt von blauen Bergen, so dass nirgends der Eindruck der Grenzlosigkeit und Verlassenheit wach ward; mit den Wassern, die träge rinnen ... in allen seinen Stimmungen, mit seiner ganzen Seele, die sich nicht jedem offenbart, die behorcht und bespät seinen Willen, ehe sie erwidert und lohnt.“ Mähren wurde oft ein Land der friedlichen Widersprüche genannt. Nach Otto Babler weist auch die Hanna „in etwas verkleinertem Maßstab genug Elemente sowohl von vertrauenswürdiger Friedfertigkeit als auch von leiser Widersprüchlichkeit auf, um diesen Landstrich den genießenden Sinnen gleicherweise wie dem nach Bereicherung strebenden Geiste genehm zu machen.“

In den letzten Jahren bemühen sich außer den größeren Städten auch die Gemeinden der mittleren Hanna um Touristen. In deutscher Sprache liegt ein Prospekt vor, der das Gebiet als „mittlere Hannakei“ bezeichnet. Es gibt inzwischen schon ein Gütesiegel HANÁ, das der Prospekt als „Regionale Marke Hannakei“ übersetzt und anbietet: „Zertifizierte Produkte der Regionalen Marke Haná können Sie auf Jahrmärkten, Märkten und bei speziellen regionalen Veranstaltungen sowie direkt in einem Geschäft in Olomouc kaufen.“ Ein Infozentrum in Tobitschau und das Bildungs- und Informationszentrum in Kojetein informiert mehr über diese mittlere Hannakei.

Leider hat die Verwaltungsreform des Jahres 2000 die Einheit der Hannakei nicht berücksichtigt. Kremsier, das „Mährische Athen“ gehört zur Region Zlin, auch Holleschau und Hullein mit ihren alten Judengemeinden, Synagogen und Friedhöfen, während die jüdischen Denkmäler des Friedhofs und der Synagoge von Tobitschau zum Bezirk Olmütz gehören, in dem auch Proßnitz liegt, das mährische und hannakische Jerusalem. Auf dem jüdischen Friedhof von Tobitschau sehen wir Hunderte von Grabsteinen seit dem 17. Jahrhundert und die Leichenhallen in Neo-Renaissance nach den Plänen von Max Fleischer, eines Wiener Architekten, der 1843 in Proßnitz geboren wurde und in Krems, Wien, Gleiwitz, Brünn und Lundenburg Synagogen und Begräbnishallen baute, die im Hebräischen Kirkut heißen. Fleischer war auch am Bau des Wiener Rathauses beteiligt. Die Synagoge in Tobitschau stammt aus dem 15. Jahrhundert, wurde im 18. Jahrhundert umgebaut und dient heute der Hussitischen Kirche als Gotteshaus. Hauptanziehungspunkt in Tobitschau ist das gewaltige Schloss mit seinem fast 100 Meter hohen Turm, dem ersten Renaissance-Portal nördlich der Alpen, einem großen Rittersaal und einer Barockkapelle. Barock ist auch die St. Wenzel-Pfarrkirche, ebenso die St. Martin-Kapelle in Morschitz und die Maria-Magdalena Kirche in Nautschitz und die Maria-Himmelfahrt-Kirche in Kojetein. Tobitschau und Kojetein haben auch interessante Museen. In Tobitschau werden die Adelsgeschlechter dokumentiert, die das Schloss besaßen und die Schlacht zwischen Preußen und Österreich 1866, an die auch ein Denkmal an der Straße nach Olmütz erinnert. Auch Naturliebhaber kommen in der Hannakei auf ihre Kosten, denn die Teiche bei Tobitschau sind ein Vogelparadies und ein Geheimtipp für Angler. Nicht zuletzt lockt auch die Folklore viele Besucher, besonders die Königsritte in Kojetein und in Doloplas. Diese Königsritte zu Ehren des „Gersten-Königs“ (Ječminek) wurden 2011 in die UNESCO-Liste des internationalen Weltkulturerbes aufgenommen.

Rudolf Grulich

„In kritischer Liebe zur Kirche“

Das Werk von Ida Friederike Görres-Coudenhove

Nach der Biographie der Autorin aus dem böhmischen Ronsberg in Heft 3 stellt nun Franz Bauer das literarische Werk der Autorin vor.

Im schriftstellerischen Werk von Ida Friederike Görres gibt es drei Perioden. In den dreißiger Jahren waren es „Bücher für Mädchen“, Sammlungen von Geschichten, Erzählungen und Gedichten, wie „Der Kristall“, „Der Regenbogen“ und „Die Quelle“, die einen großen Leserkreis erreichten. Sie boten eine Gegenposition zum offiziellen Mädchenideal des BDM.

Dann folgten ihre Arbeiten über Heilige. Besonders der Hagiographie hat sie neue Impulse verliehen. Ja, die Heiligen, das Phänomen der Heiligkeit, sind das eigentliche Lebensthema der I. F. Görres. Was macht Heiligkeit aus? Wie wird aus einem Jedermann ein Heiliger, aus einer Jederfrau eine Heilige (Lebendige Seelsorge 4/5 1999)? Am Anfang stand ihr Artikel in der Rothenfelder Zeitschrift „Die Schildgenossen“ über die heilige Elisabeth. Aus ihm erwuchs 1931 zum Elisabeth-Jubiläum ihr erstes Buch „Gespräch über die Heiligkeit“. In einem Dialog zwischen zwei Frauen entwickelt sie an der heiligen Elisabeth ihre Gedanken über die Heiligen. Da stellt sich zunächst die Frage, welche Elisabeth da gemeint ist, die „bis an die Grenze des Kitschigen romantische Figur, die wir vor allem in der Pose des Rosenwunders kennen, die Musterpatronin unsrer Wohltätigkeit von gestern, unserer sozialen Arbeit von heute“ oder sollen wir von der historischen Elisabeth sprechen, „der Tochter des Arpaden und der Meranierin, der Frau und Witwe des Landgrafen von Thüringen, der seltsamen Büsserin von Marburg, von ihr, deren rätselhafte und bezaubernde Gestalt noch keiner ganz ‚erklärt‘ hat, nicht die katholische Andacht und nicht die protestantische Geschichtskritik“?

Es geht doch um die wirkliche, die historische Elisabeth. Ja, man müsste sich vor ihr schämen, dass wir diese einzigartige Frau, diese reiche und lebendige Persönlichkeit, zu einem banalen Heiligenbild herabgezogen haben. „Sie war doch ein Mensch, ein wundersamer, in mehr als einem Sinne gekrönter Mensch, so rein, so glühend, wie nur wenige die langen Jahrhunderte erleuchten. Sie war fromm und überaus fromm, aber diese Frömmigkeit ist doch nicht das Wesentliche an ihr, ist zeitbedingtes Gewand, ist sozusagen nicht ihre Seele, sondern die große Seele des Mittelalters. Da wird angesprochen, dass es auch in Elisabeth zwei Mächte gab, wie in jedem Menschen. Die Heilige ist sozusagen die höchste Steigerung des Menschen Elisabeth, ist das eine Bild Elisabeths, geformt und gemeißelt aus dem edlen



Die Dichterin 1935

Stein ihres Menschentums – sie ist die Übertreibung des Menschen Elisabeth, ist Elisabeth im Extrem, ausgeschöpft und gewagt bis in ihre letzten Wesensmöglichkeiten.“ Und weiter meint sie gegenüber der Gesprächspartnerin: „Sie ist so heilig geworden, in all dem, was du als gegen ihre Menschennatur aufzählst, weil sie so intensiv menschlich war“. Und wenn wir feststellen müssen, dass wir um uns „so wenig wirklich große überzeugende Christengestalten“ sehen, so ist ihre Überzeugung: „Ich wage es zu sagen, dass eine ganz simple, aber ausschlaggebende Ursache einfach darin liegt, daß wir nicht menschlich genug sind, um heilig zu werden.“

Man muss, das ist Ida Friederike Görres Überzeugung, ganz Mensch werden, um ein Heiliger werden zu können. Und was ist dazu noch wichtig? „Liebesfähigkeit ist vielleicht das einzig notwendige, natürliche Substrat zur Heiligkeit. Ein Mensch braucht nicht gescheit und nicht gebildet und nicht einmal gut veranlagt zu sein, um heilig zu werden, aber er muss lieben können.“

Vielleicht wird uns heute gar nicht mehr so bewusst, dass dies damals eine ganz neue Sicht auf die Heiligen war. Auch Walter Nigg hat in dieser Weise geschrieben, und er bescheinigt ihr: „Die große Leistung von Ida Friederike Görres war unbedingt ihr Durchbruch zur neuen Hagiographie, der noch immer zu wenig in seiner Bedeutung erkannt ist. Sie hat ihn geleistet in einer Stunde, als dem Christen infolge der süßlichen Klischees das Bild der Heiligen aus den Augen zu entschwinden drohte, was nur eine geistige Verarmung und einen religiösen Substanzverlust zur Folge haben kann.... Ida Friederike Görres hat mit der ihr eigenen Ehrlichkeit den Realismus in die Hagiographie eingeführt, wodurch diese eine neue Glaubwürdigkeit erreichte. Dabei ging es ihr nicht um eine Glorifizierung der Person, sondern stets um eine Verherrlichung Gottes, der uns diese nie genug zu liebenden Boten gesandt hat, was allein dem Sinn der Heiligen entspricht. Sie vermochte diese bahnbrechende Leistung zu vollbringen, weil sie selbst in der Gemeinschaft mit den Heiligen lebte, gemäß den Worten Bernanos': ‚Unsere Kirche ist die Kirche der Heiligen‘“.

Noch als Ida Friederike Coudenhove, also noch vor ihrer Eheschließung, schreibt sie 1932 über „Maria Ward“ mit dem Untertitel „Eine Heldenlegende“. In einer Neubearbeitung nach den Quellen heißt der

Titel „Das große Spiel der Maria Ward – Das Leben einer wagemutigen Frau“.

„Germanische Heiligkeit“ nennt sie – für uns reichlich ungewohnt – die Publikation von einem Vortrag über Radegundis, eine thüringische Königstochter, und Heinrich Seuse, den Mönch vom Bodensee. Sie gibt hier Antwort auf den Vorwurf, die Begegnung mit dem Kreuz sei für den germanischen Menschen zum Verhängnis geworden. Das Thema Radegundis, einer Vorläuferin der heiligen Elisabeth, vertieft sie einige Jahre später in dem Werk, das sie selbst sehr gerne hatte: „Die siebenfache Flucht der Radegundis“.

Im Krieg – 1943 – erschien ihr Buch „Das verborgene Antlitz – Eine Studie über Therese von Lisieux“. Vielleicht ist es angebracht zu erwähnen, dass sie dieses Werk ihrer Freundin Esther von Kirchbach gewidmet hat, deren Gatte ein Mitglied der Bekennenden Kirche war. Sie hat damit ein ökumenisches Zeichen gesetzt. Nach mühsamer Kleinarbeit zeichnet Ida Friederike wahrheitsgetreu und nüchtern das wirkliche Bild der Heiligen. Die bisherigen Heiligenleben von der kleinen Theresia waren stilisiert und angereichert mit süßlichen Klischees. Hier werden nun Wesen und Werden der Heiligkeit an einem Menschen aufgezeigt, dem keine Gaben und Kräfte eigen sind, die über das Maß üblicher normaler Veranlagung hinausgehen. Das ist ein Leben wie jedes andere, das sich nicht weltfern in einer dem Durchschnittsmenschen unerreichbaren Sphäre vollzieht.

Die „Kleine Therese“ ist das Musterbeispiel dafür, dass Ida Friederike Görres diese Wende in der Hagiographie gelungen ist. Sie hat dieses umfangreiche Werk von über 500 Seiten, nachdem es sieben Auflagen erlangt hatte, neu bearbeitet und 1957 unter dem veränderten Titel „Das Senfkorn von Lisieux. Das verborgene Antlitz. Neue Deutung“ veröffentlicht.

Zum Hedwigsjubiläum 1967 schreibt sie auch eine kurze, aber doch sehr eindrucksvolle Biographie „Hedwig von Schlesien“. In der Reihe ihrer Biographien finden wir noch zwei Bücher über Teilhard de Chardin. Kurz vor ihrem Tod hat sie noch die Korrekturfahnen gelesen, aber das Erscheinen nicht mehr erlebt. „Sohn der Erde: Der Mensch Teilhard de Chardin“ heißt dieses Buch. Der Gelehrte und Priester, Kämpfer, Forscher und Mystiker wird hier von Ida Friederike mit religiös-psychologischer Einfühlung und Intuition überzeugend vor uns hingestellt. Ein kleines Bändchen bringt den Text eines Vortrags „Teilhard de Chardin als Christ und als Mensch“.

Mit dem Geist des Aufbruchs nach dem Krieg entstanden verschiedene Strömungen in unsrer Kirche. Da gab es eine theologisch konservative Richtung, eine andere, die offen und erneuerungswillig war, wie wir sie in der Liturgischen Bewegung, der Bibelbewegung und der Ökumenischen Bewegung fanden. Neben diesen Hauptgruppen for-

mierte sich um die „Frankfurter Hefte“ der „Linkskatholizismus“. Prominente Vertreter waren u. a. Walter Dirks, Eugen Kogon und Carl Amery. Der Beitrag von Ida Friederike Görres in den „Frankfurter Heften“ wurde zur programmatischen Schrift der „Linkskatholiken“, obwohl die Autorin selbst dies nie so verstanden hatte. Wenn man sie irgendwo zuordnen wollte, so eher zur Gruppe der offenen, erneuerungswilligen Katholiken. So schreibt sie im März 1947 in den „Frankfurter Heften“: „Es gibt das ‚Erwachen der Kirche in den Seelen‘. Es gibt auch das ‚Sterben der Kirche in den Seelen‘. Wir erleben es rund um uns, mitten unter uns, selten als plötzlichen Zusammenbruch unter dem Blitzschlag einer Katastrophe, ...sondern als das langsame, schleichende, unmerkliche Sterben an Erkältung und Verarmung, an geistlicher Unterernährung und Verhärtung. Das schleppt sich so hin, bis die Kirche ihnen nur mehr als ein Äußerliches und Fremdes drückend, fordernd, herausfordernd gegenübersteht, nur mehr Organisation, Zwang, Machtgebilde.“

Im Grunde lässt sie sich nur schwer einordnen. Vielleicht bleibt als einzig konstantes Charakteristikum der Widerspruch zum jeweils herrschenden Zeitgeist. Als vor und während des Krieges in der Kirche der Geist der Starre, des Beharrens und ängstlichen Verteidigens vorherrschte, trat sie für den Mut zum Wandel ein. Zu Beginn der fünfziger Jahre gewann ein anderer Geist die Oberhand, nun appellierte sie an die Tugend des Vertrauens und des Gehorsams. Im Widerspruch sieht sie ganz im Sinne von Reinhold Schneider ihre urchristliche Aufgabe. Er schreibt einmal: *„Die Zeit erwartet unseren Widerspruch. In wesentlichen Fragen ist sie ratlos. Und wenn wir mit ihr gehen, so werden wir es auch.“*

Erneuerungswillig und gleichzeitig der Tradition verbunden, diese Haltung wird für Ida Friederike Görres typisch seit Beginn der fünfziger Jahre. Sie sondert sich damit von allen größeren Gruppierungen ab, denkt quer zu gängigen Mustern und steht so zwischen den Fronten.

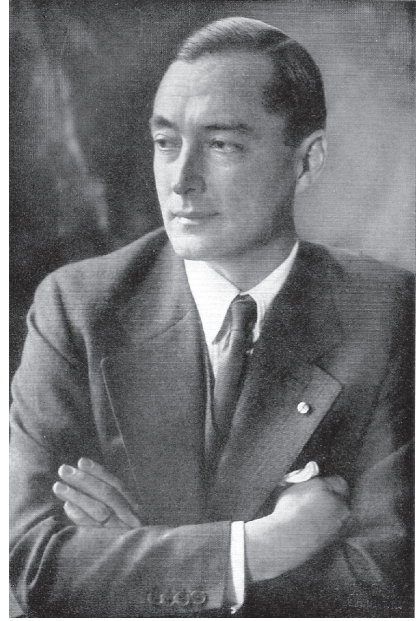
Nun beginnt auch die schwere Zeit ihrer Krankheit, die ihr Raum für Besinnung und Nachdenken eröffnet. Sie blickt zurück und rechnet mit der Vergangenheit ab. Auch die Jugendbewegung habe, obwohl sie ein „echter seelsorglicher Impuls“ war, zu unserem heutigen „Jugendvereinsbetrieb“ geführt, indem sie sich einer Mehrheit gefügt und diese zur Norm genommen habe. „Es gibt Wahrheiten der ersten und der zweiten Lebenshälfte, die man nicht gleichzeitig wahrnimmt, wie eine Landschaft in verschiedenen Beleuchtungen ganz andere Einzelheiten zeigt.“ Ida Friederike Görres hat einen Wandel erlebt, hat am eigenen Leib erfahren, wie bisher „stumme“ Wahrheiten sie ansprechen. Glaubensinhalte, die sie bisher nur unreflektiert mitgetragen hat, werden ihr zu wertvollem Lebenswissen. Sie sieht die

Gefahr einer selektiven Glaubensverkündigung. Wenn nur verkündet wird, was momentan anspricht, dann bleibt in der Zeit der Krise nicht mehr viel Substanz übrig. Sie spricht dabei sehr hart von einer „Schrumpftheologie“, einer „Schrumpfpädagogik“ und einer „aufgeklärten Modernitätsmoral“.

Ich darf nun ihre Stellungnahme zu einigen Themen anführen, die seit den fünfziger Jahren, vor allem aber seit dem Zweiten Vatikanum für Diskussion in der Kirche sorgten. Gerade in den sechziger Jahren ist Ida Friederike Görres schriftstellerisch wieder sehr produktiv geworden, vor allem mit Essays über solche Themen. Schon 1949 erschien ihr Büchlein „Von Ehe und von Einsamkeit“. In „Briefen“ spricht sie über die Bedeutung und die Möglichkeiten der unauf lösblichen Hingabe und des immer neu sich zu bewährenden gegenseitigen Vertrauens zweier Menschen zueinander und füreinander. Diese Briefe sind auch getragen von der Ehrfurcht vor dem Schmerz des Verzichts und vom Wissen um den Sinn des Opfers.

In einer „unsystematischen Meditation zur Unlösbarkeit der Ehe“ durchleuchtet sie noch kurz vor ihrem Tod in einer nüchternen und zugleich engagierten Analyse die Ehe, die heute tief hineingerissen ist in den Strudel der Veränderungen und Umbrüche in Gesellschaft und Lebensform, in Wissenschaft und Weltanschauung.

In einem anderen Bändchen nimmt sie Stellung zur Mischehe und weist darauf hin, dass die persönliche Glaubensgnade etwas Anvertrautes ist, für das wir einmal Rechenschaft ablegen müssen. Und so kommt sie zu ihrer Meinung: „Nur wer sich so verantwortlich weiß, kann auf beiden Seiten mit Fug um Klärung der Mischehenfrage ringen. Eine Mischehe zwischen zwei Entwurzelten wird niemals ein Schritt zur Wiedervereinigung ihrer Kirchen sein, was immer ihre private Glücksqualität auch sein möge.“ Für Ida Friederike wäre das Problem der Mischehe auch dann nicht gelöst, selbst wenn das Konzil – was noch nicht ganz wahrscheinlich wäre – so ihre Meinung – die Wünsche nach einer kanonistischen Aufwertung der formwidrig geschlossen Mischehe erfüllen und die bisher geltenden Kautelen abschaffen sollte. Voraussetzung für das Eingehen einer Mischehe freilich sei die eigene Verbundenheit mit der Kirche. Ein solcher Mensch „ist von innen gefeit gegen jede leichtsinnige, oder von selbstsüchtigen



Richard Coudenhove, der Bruder der Dichterin

Interessen diktierte Mischehe. Aber er kann auch, wenn ihm besondere Gottesfügung in Liebe einem andersgläubigen Christen zuführt, diese Aufgabe mit Mut, Zuversicht und doppelter Treu bestehen. Solche Menschen dürfen ja auch die Ehe mit einem abgestandenen und ungläubigen Glaubensgenossen wagen – und sie bestehen, zu beider Heil.“ Es beginnt 1961 mit „Laiengedanken zum Zölibat“. 1970 erschien der Sammelband „Im Winter wächst das Brot - Sechs Versuche über die Kirche“, die „Essenz jahrzehntelangen Nachdenkens über die Kirche“. Hier finden wir auch „Bemerkungen zum Zölibat“.

Sie ist davon überzeugt, dass der zölibatäre Priester dem heutigen Verständnis des geistlichen Amtes entspricht. „Das Leitbild, das er ist, konnte nur auf dem Boden des Amtes, mehr, als Inkarnation dieses Amtes erwachsen. Es ist ein Leitbild, aus unscheinbaren Anfängen langsam auskristallisiert, ein eigenständiges Gebilde aus sehr verschiedenen Ansätzen, Elementen und Impulsen.“ Für Ida Friederike Görres würde die Abschaffung des Zölibats einen ungeheuren Substanzverlust der Kirche einleiten. Freilich gelte auch, was Karl Rahner irgendwo sagt: „Das Amt kann nur charismatisch gelebt werden.“ Dass sie sich nicht erwärmen kann für die Weihe von Frauen zu Priesterinnen, ist aus dieser Sicht des Priesters verständlich.

Es gäbe noch manches zu sagen zu den zahlreichen Büchern von Ida Friederike Görres. Ich möchte nur auf ihre Gedichte verweisen, in denen sie vor allem den Wald, Blumen und Jahreszeiten besingt. Vor einiger Zeit hat Frau Prof. Barbara Gerl-Falkovitz eine Reihe von diesen Gedichten in einem Sammelband herausgebracht. Anerkennung verdienen sicher ihre Leistungen auf dem Gebiet der Hagiographie, ihr Mut, sich dem Zeitgeist entgegenzustellen, und nicht zuletzt ihre kritische Liebe zur Kirche, an deren Erneuerung sie mitbauen wollte. Sie schreibt dazu: „Erneuerung der Kirche bedeutet Auszug und Umzug aus einem Zeitraum in den anderen, aus dem zu lange ausgedehnten Aufenthalt auf einer historischen Zeitstufe in eine neue hinüber, die sich erst erschließt.“

Was Barbara Gerl-Falkovitz über sie sagt, trifft zu: „Vieles bleibt an dieser nicht einzuordnenden Frau noch zu entdecken.“ Joseph Ratzinger hat bei den Exequien im Freiburger Münster dankbar vermerkt, dass Ida Friederike Görres „mitten in einer Wüste von Konformismus oder verlegenem Schweigen“ ihre Stimme erhoben habe. Sie habe mit einer sehenden Sicherheit und mit einer Unerschrockenheit zu den drängenden Fragen und Aufgaben von heute gesprochen, die nur dem wahrhaft Glaubendem geschenkt ist.

Franz Bauer

Ein unangepasster Pädagoge schreibt einen offenen Brief: Friedrich Wilhelm Foerster an Konrad Henlein

Motto

*„Wer nicht von seinen Zeitgenossen angespieden wird,
der ist kein Erzieher.
Wer seinem Volke nicht bis ins Mark widerspricht,
der ist kein Führer, sondern ein Verräter.
Wer seine Heimat liebt, der muss in die Verbannung gehen.
Wer Charaktere bilden will, der muss zum Schluss
verachtet in irgendeinem Winkel sterben.“*

Friedrich Wilhelm Foerster

Vorstellung des Briefes

Das Staatsarchiv in Prag verwahrt bislang noch archivarisch unbearbeitet und einfach zusammengetragen die Akten der Sudetendeutschen Partei (SdP). Im Karton 4, der hauptsächlich den Briefwechsel des Parteivorsitzenden Konrad Henlein beinhaltet, befindet sich ein Schreiben, das gleich eingangs der Leserschaft in Faksimile vorgestellt werden soll. Es handelt sich um einen Brief des Ordentlichen Universitätsprofessors Dr. phil. et Dr. theol. h. c. Friedrich Wilhelm Foerster aus Genf an Konrad Henlein vom 11. August 1938, dessen Erhalt am 16. des Monats in Eger, wo sich damals der Sitz der Parteileitung der SdP befand, durch Eingangsstempel bestätigt ist.

Die Form

Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, dass der ständig publizierende Universitätsprofessor auch in der Emigration über ein gedrucktes, persönliches Briefpapier verfügt hat. Er benutzte es offensichtlich deswegen nicht, um seine Anschrift nicht preisgeben zu müssen. Seinen Namen fügte er ebenso handschriftlich ein wie die Adresse: Genf, Poste Restante, Poste Rive. Foerster hatte zu diesem Zeitpunkt längst seinen ständigen Wohnsitz in Frankreich. Normalerweise hätte eine Sekretärin oder eine wissenschaftliche Hilfskraft die Schreibarbeit erledigt; Foerster bediente hier aber selbst die Schreibmaschine. In dieser Form hätte keine professionelle Schreibkraft einen Brief zur Unterschrift vorgelegt. Die vielen Tippfehler, die handschriftlichen Verbesserungen und Ergänzungen, der unterschiedliche Einzug bei den Absätzen lassen nicht nur mangelnde technische Routine erkennen, sondern auch zumindest ahnen, dass die Ausführungen zwar nicht unüberlegt, aber auch nicht ohne gefühlsmäßige Erregungen und ungekünstelte Besorgnis entstanden sind. Darauf

1000000
 M
 16. 8. 1938
 Reichsma

Genf, Poste Restante
 Tsch. Riv. 11. 8. 38

Sehr geehrte(r) Herr(e) Uchlein,

Mancher Ihrer Landsleute würde wohl beim ersten Anblick meiner Unterschrift sagen : Was hat uns denn dieser Landesverräter zu sagen ? Ich setze voraus, dass Sie den Ernst der europäischen Lage und der Lage Ihres sudetendeutschen Volkes tief genug empfinden, um von solchem Geschwätz nicht berührt zu werden und meinen Brief ruhig zu Ende zu lesen und mit Ihren Freunden zu besprechen.

Sie Alle stehen heute vor weltgeschichtlichen Entscheidungen : Es handelt sich heute darum, Deutschland und das wahre Deutschtum in der Welt vor einer tödlichen Katastrophe zu retten, und Sie wissen, dass es Ihnen allen das Leben kosten und die deutsche Sache in Fluch und Vernichtung stürzen würde, wenn Sie jetzt den falschen Weg wählen: Sie werden also wohl bereit sein, in einer solchen Schicksalsstunde einen Deutschen vorurteilslos anzuhören, der in dieser Sache ganz anders denkt, als Sie alle und der sich trotzdem als den Führer aller Deutschen betrachtet, weil er und nicht Hitler, der der Verführer aller Deutschen ist, die wahre deutsche Tradition vertritt, die auf mehr als tausend Jahren deutscher Geschichte beruht und durch alle grossen Führer unsres Volkes immer wieder bekräftigt worden ist.

Ich möchte Ihnen in diesem Sinne zunächst das Gleiche zu bedenken geben, was ich zweien Ihrer Abgeordneten sagte, die mich im November 1918 in Bern aufsuchten, um meine Fürsprache in Paris für die Eingliederung Ihres Landes in das deutsche Reich zu erbitten. Ich sagte diesen Herren damals ungefähr das Folgende : " Sie haben doch mehr als 800 Jahre in enger Gemeinschaft mit der slavischen

Tato kopie dostavěná odpovídá
 originálu uloženému v Státním
 ústředním archivu v Praze
 Počet stran: 1
 Ověřil: *M. Kalina*

Welt gelebt, sie haben ihr unablässig deutsches Blut gegeben und haben ⁿ slavisches Blut in Ihre Adern aufgenommen, Ihre ganze Geschichte ist eine deutsch-slavische Geschichte, alle Ihre Gaben haben sich im Verkehr mit der Ostwelt entwickelt; Sie sind dort als ein Bindeglied völlig unentbehrlich. Die deutsche Universität mitten im tschechischen Volk ist ein Symbol dafür und voll von grosser Zukunft.

Warum wollen Sie im germanischen Meer ertrinken? Sie werden Ihren Platz in der slavischen Welt verlieren, ohne dafür in der germanischen Welt einen Ihrer Eigenart und Geschichte entsprechenden Platz einzutauschen, im Gegenteil: Sie ^{da} würden in der Geltungsmachung Ihrer Eigenart zehnmal mehr gehindert werden, als es im Rahmen der bisherigen Verhältnisse geschehen ist. Sie werden ohne Dank bei Seite gesetzt und nichts als eine ohnmächtige Kolonie des deutschen Grossbetriebes werden...". Wie gesagt, ich brauche Ihnen das heute nur zu wiederholen und dabei nur noch auf den eigenartigen Dank und die Zurücksetzung hinweisen, die heute Ihren österreichischen Gesinnungsgenossen zu teil wurden. Heute aber steht noch weit Grösseres auf dem Spiele als damals. Wenn Sie heute das zurückweisen, was Ihnen der Tschechische Staat angesichts der deutschen Drohung heute als Maximum allein zugestehen kann und wenn Sie sich dafür entscheiden, Ihre Autonomie-Forderung sozusagen an das dritte Reich abzutreten und sie für die uferlose Weltpolitik des Pangermanismus missbrauchen zu lassen, dann wird Ihr Land nichts als das Schlachtfeld eines neuen Weltkrieges werden - das ist tetsicher. Und ebenso tetsicher ist, dass das Opfer, das Ihr Land damit der Expansion des dritten Reiches bringt, weder den Sudetendeutschen, noch dem deutschen Gesamtvolk nützen wird, im Gegenteil, das dritte Reich wird geschlagen und zer-

schlagen werden und Ihr eigenes Land, wenn es sich mit dem Wahn des dritten Reiches verknüpft, wird auch in dessen ganzen Fluch verstrickt und in alle Ausstossung und Verwüstung hineingezogen werden,, die dann auf Alles fallen wird, was den deutschen Namen trägt.

Können Sie im Ernst daran zweifeln ? Sie waren doch in London, Sie werden da wohl eine Ahnung von den unerschöpflichen Machtmitteln des britischen Weltreiches bekommen haben. Auch Hitler hat eine Ahnung davon und fürchtet einen neuen Krieg mit zwei Fronten und mit der Uebersee; aber er hat längst die Herrschaft über die Gewalten verloren, die er entfesselt hat; er kann der Entwicklung nicht mehr Halt gebieten. Sie allein können es, indem Sie ihm in letzter Stunde die Gefolgschaft versagen und die Vorschläge der Tschechen annehmen. Sie haben die Rache Hitlers nicht zu fürchten - er weiss, dass ein Gewaltakt seinerseits gegen den Willen des sudetendeutschen Volkes auch den deutschfreundlichsten Engländer auf die Seite des tschecho-slowakisch-sudetendeutschen Staates brächte. Wenn Sie heute im Einverständnis mit Ihren Freunden zu Ihrem Ministerpräsidenten Hodza gehen und ihn fragen : Welche Konzessionen sind Sie bereit uns noch zu machen, wenn wir öffentlich erklären, dass ~~das~~ wir nunmehr entschlossen haben ,auch gegen den Willen Berlins, im Rahmen der gemachten Konzessionen loyale Bürger dieses Staates zu werden und uns fest mit seinen Geschicken, statt mit denen des dritten Reiches zu verknüpfen - so werden Sie sicher zu einem Arrangement kommen, denn auch Hodza wird solchen Entschlüssen gegenüber viele Bedenken fallen lassen können, die er einem mit Hitler verknüpften und seinen Absichten versklavten Sudeten-Deutschen gegenüber nicht opfern konnte.

4.

Ein solcher Entschluss, der auch die wohlverdiente Antwort auf die Behandlung Ihrer österreichischen Gesinnungsgenossen durch die preussischen Landvögte wäre, würde Ihr Land vor der totalen Verwüstung und das deutsche Volk selber vor einem tödlichen Zusammenstoss mit der übrigen Welt retten und es in seinem eigensten, grössten Interesse zu einer völligen Neuorientierung seiner ganzen europäischen Politik nötigen.

Ich brauche Ihnen nicht auszumaleⁿ, welche segensreichen Folgen es auch für Ihr eigenes Volk haben würde, wenn auf diese Weise der Alpdruck eines neuen totalen Krieges von der europäischen Wirtschaft genommen würde und wenn Ihre industrielle Bevölkerung die ihr naturgegebene Rolle innerhalb einer neuen friedlichen Entwicklung des Donaupraumes spielen könnte...

Es kann freilich sein, dass das dritte Reich dann an anderer Stelle den Durchbruch versucht, der in Centraleuropa nicht mehr gelingt - aber dann wird wenigstens Ihr Land nicht in die Gerichte hineingezogen werden, die aus solchem letztem Wahnsinnsakte folgen müssten.

Vielleicht ist es schon zu spät und auch Sie können nicht mehr zurück. Dann wird dieser Brief umsonst geschrieben sein - vielleicht aber trifft er bei Ihnen und Ihren Freunden auf Zweifel, die Ihnen selber schon an der Richtigkeit Ihres Anschlusses an ein katastrophales Unternehmen gekommen sind.

Ich bin sehr genau über die Rolle unterrichtet, die die Machthaber des dritten Reiches Ihnen zugewiesen haben: Sie sollen vereint mit S.A. Terroristen den Bürgerkrieg entfesseln, damit dann Deutschland eingreifen könne. Ich kann Sie nicht dringend genug davor warnen, sich in dieses verzweifelte Unternehmen hineinziehen

5.

zu lassen, denn Alles würde ganz anders ausgehen, als die Verblendeten meinen; die Welt lässt sich nicht mehr von ihnen dúpieren - Sie werden es sehen und werden eines Tages meines heutigen Rates gedenken.

*In aller Treue
F. W. Foerster.*

deuten auch die unübersehbaren Rechtschreibfehler hin, die einem promovierten und habilitierten Akademiker nicht so ohne weiteres unterlaufen dürften, zumal er nicht schnell hingeworfene Notizen für eigene Bedürfnisse anfertigte, sondern einen Brief an einen fremden, ausländischen Politiker schrieb, von dem ihm ja bekannt war, dass dessen Weltsicht zu der seinen im völligen Widerspruch zu stehen schien. Zudem wusste der Briefschreiber nicht, wer alles seine Ausführungen zu lesen bekommen könnte, und welchen propagandistischen, vielleicht gar demagogischen Machenschaften sein Text ausgesetzt sein könnte. Über einschlägige, jahrzehntelange Erfahrungen konnte beim Verfasser und Absender des Briefes wirklich kein Mangel bestehen.

Der Zeitpunkt

Als Foerster den Brief abschickte, stand die politische Welt in ganz Europa in bangen Erwartungen, ja in Kriegsfurcht. Seit der Teilmobilisierung der Tschecho-Slowakei im Mai 1938 sind die Ereignisse in immer kürzeren Abständen eskaliert und haben sich in gleicher Weise radikalisiert.

Chronologisch ist hier aufzuzählen:

- *Am 12. März 1938: Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich.*
- *Am 28. März wurde der Vorsitzende der Sudetendeutschen Partei (SdP) Konrad Henlein in Berlin bei Reichskanzler Adolf Hitler empfangen.*
- *Am 29. März sprach Konrad Henlein bei Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop vor.*
- *Am 12. Mai referierte Konrad Henlein zum zweiten Mal (nach dem 9.12.1935) in London und konferierte mit einflussreichen britischen Politikern.*
- *Auflösung bzw. korporativer Beitritt der deutschen Parteien der ČSR in die SdP (Bund der Landwirte am 22. März; Deutsche Gewerbetypen am 22. März; Deutsche Christliche Volkspartei am 24. März). Als eigenständige deutsche, politische Partei blieb lediglich die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (DSAP) bestehen.*
- *20./21. Mai Teilmobilmachung in der ČSR, wozu rund 150 000 Reservisten für Spezialeinheiten einberufen wurden.*
- *22. Mai Gemeindewahlen in der ČSR, die sich bis in den Juni etappenweise hinzogen. Die SdP erzielte einen überwältigenden Sieg mit 92.59 % aller deutschen Stimmen.*
- *Am 20. Juli unterrichtete der britische Außenminister Lord Halifax formell die französische Regierung in Paris, dass die Regierung Seiner Majestät eine britische Sonderkommission zur Prüfung der Lage in die Tschecho-Slowakei entsenden wird.*
- *Nach dem Besuch der Bayreuther Festspiele am 23. Juli reiste Konrad Henlein nach Zürich, wo er Ende August und Anfang September auf internationaler Ebene mit politischen Persönlichkeiten Gespräche führte.*
- *Am 26. Juli wurde die britische Mission unter Leitung von Lord Runciman öffentlich bekannt gegeben und sorgte bei der tschecho-slowakischen*

Regierung intern für Irritationen. Insbesondere Staatspräsident Edvard Beneš zeigte sich sehr beunruhigt.

- *Am 3. August reiste Lord Runciman mit seinen Beratern nach Prag ab.*
- *Am 18. August: Treffen zwischen Lord Runciman und Konrad Henlein.*
- *Am 2.9. besuchte Konrad Henlein den Reichskanzler Hitler auf dem Obersalzberg.*
- *Am 14.9. lieferte Lord Runciman seinen Abschlussbericht bei der britischen Regierung ab. Der wurde in etwas abgeschwächter Form der Weltöffentlichkeit präsentiert: Runciman hält eine sehr rasche und vollständige Abtretung des Sudetengebietes (der „Grenzgebiete der ČSR, wo die deutschsprachige Bevölkerung die Mehrheit stellt“) an das Deutsche Reich für unumgänglich geboten.*
- *Am 12.9. prangerte Adolf Hitler auf dem Reichsparteitag der NSDAP in schneidender Diktion die Politik von Edvard Beneš gegenüber den Sudeten-
deutschen seit 1918 an.*
- *Am 26.9. verlangte Adolf Hitler in einer Rede im Berliner Sportpalast das Ende der tschechischen Herrschaft über das Sudetenland. Dessen Anschluss an das Deutsche Reich sei „die letzte territoriale Forderung, die ich in Europa stelle“. „Wir wollen gar keine Tschechen!“*

Bei diesem hektischen Treiben scheint es äußerst unwahrscheinlich, dass Konrad Henlein selbst oder einer seiner unmittelbaren Mitarbeiter Zeit fanden, einen Brief von dem in der Öffentlichkeit der Tschecho-Slowakei weitgehend unbekanntem, nach Frankreich emigrierten und im Deutschen Reich förmlich ausgebürgerten Universitätsprofessor bewusst zur Kenntnis zu nehmen. Allerdings zeigt das Schreiben Bearbeitungsspuren in Form von Unterstreichungen. Wer deren Urheber war, ist nachträglich nicht auszumachen, denn der Eingangsstempel ist von einem Sachgebietsleiter oder Verwaltungsangestellten nicht paraphiert worden. Es ist nicht auszuschließen, dass die Markierungen erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt sind.

Foerster sorgte dafür, dass der Brief publiziert wurde, somit stand er einer breiten Öffentlichkeit zur Kenntnisnahme offen. Am 1. September 1938 zitierte Foerster seinen Brief in einer Abhandlung, die er unter dem Titel „Zur gegenwärtigen Weltlage“ in der in Luzern erscheinenden Zeitschrift „Entscheidung, Eidgenössisches Werkblatt“ veröffentlichte. Der in Prag als Parteiorgan der DSAP erscheinende „Der Sozialdemokrat“ druckte den Brief am 7. September vollständig mit folgender Einleitung nach: „Der bekannte religiöse Pazifist F. W. Foerster, mit dessen außenpolitischen und historischen Auffassungen wir nicht immer übereinstimmen konnten, veröffentlichte in der Schweizer jungkatholischen Zeitschrift ‚Entscheidung‘ in Form eines Briefes an einen Sudetendeutschen einen eindringlichen Appell an die Deutschen in der Tschechoslowakei.“ Ein Antwortschreiben ist nirgendwo bekannt geworden. Ob man den Brief als politische Randerscheinung abtat, ob man in dem rastlosen Getriebe einfach keine

Zeit fand oder ob man es aus politischem Kalkül nicht für geboten oder notwendig hielt, bietet nur Raum für Spekulationen.

Der Absender

Die Vornamen des Absenders lauten Friedrich Wilhelm. Damit ist über die Herkunft von Foerster schon vieles angedeutet. Die Vornamen brandenburgischer Kurfürsten, preußischer Könige und späterer deutscher Kaiser lassen es gewiss werden: Er stammte aus Preußen.

Herkunft

Am 2.6.1869 wurde er als ältester Sohn des Geheimen Regierungsrates Wilhelm Foerster (1832 - 1921) und seiner Ehefrau Karoline geb. Paschen in Berlin geboren. Wilhelm Foerster, ein Schüler Alexander von Humboldts, war Direktor der Berliner Sternwarte und Universitätsprofessor für Astronomie. In seinem Elternhaus hat Friedrich Wilhelm nach eigener Aussage eine „konsequent religionslose“ Erziehung genossen. Er soll im Berliner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium (!) als schlechter Schüler gegolten haben, der sich zudem durch Aufsässigkeit, die man als bedauernswerte Folge des liberalen Elternhauses ansah, bei seinen Lehrern nicht gerade beliebt gemacht hat. So weigerte er sich, das Deutschlandlied zu singen, weil der Jugendliche einen Text wie „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ als ethischen Widerspruch zur höheren Rangordnung der Werte verstand. Seine Gymnasialprofessoren überraschte er allerdings bei den Abiturprüfungen 1889 durch glänzende schriftliche Arbeiten. Friedrich Wilhelm Foerster gab 1894 - 1897 die von seinem Vater gegründete Zeitschrift „Ethische Kultur“ heraus. In einem Beitrag wies er eine Beschimpfung der Sozialdemokratie durch den Deutschen Kaiser zurück, was ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung und Verleumdung des Kaisers eintrug. Er wurde mit dreimonatiger Festungshaft bestraft, die er in Danzig verbüßte, ein Vorgang, der im wilhelminischen Deutschland nicht selten war, ja zum politischen Alltag gehörte.

Akademische Karriere

Foerster war zu diesem Zeitpunkt bereits zum Doktor der Philosophie promoviert. Er hatte nach der Reifeprüfung in Freiburg im Breisgau Philosophie und Nationalökonomie und in Berlin Ethik und Sozialwissenschaften studiert. Seine Arbeit, die sich mit Entwicklungsgängen der Kantschen Ethik befasste, wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau 1893 als Inauguraldissertation akzeptiert. Der – wenn auch nur wegen eines politischen Delikts – Vorbestrafte konnte in Deutschland keine Möglichkeit für eine akademische Laufbahn sehen. Um sich zu habilitieren, ging er 1896 in die Schweiz. 1899 erfolgte in Zürich die Habilitation, der die Arbeit „Willensfreiheit und sittliche Verantwort-

lichkeit. Eine sozialpsychologische Untersuchung.“ zu Grunde lag. Zwei Jahre später erhielt er am Schweizerischen Polytechnikum, das später als Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) firmierte, die *venia legendi* für Philosophie. Eine Lehrbefugnis für Pädagogik verwehrten ihm die Kantonalbehörden wegen „katholisierender Tendenzen“. Diesen Vorwurf brachte ihm sein Buch „Autorität und Freiheit – Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche“ von 1910 ein. Foerster wandte sich der katholischen Kirche zu. Er bekennt: „Ich stehe mitten in der katholischen Kirche.“ Vor seiner Privatdozententätigkeit hatte er ethische Kurse für verschiedene Altersstufen und Gesellschaftsschichten eingerichtet. Von Zürich aus unternahm Foerster zahlreiche und ausgedehnte pädagogische und soziale Studien- und Vortragsreisen nach England und Amerika. Seine Lehrveranstaltungen umfassten soziologische und philosophische Themen, insbesondere über Fragen praktischer und philosophischer Ethik.

Nur eines kleinen Schrittes bedurfte es, sich von der Ethik der Moralphädagogik zuzuwenden. Dass die Pädagogik dann allgemein immer breiteren Raum im wissenschaftlichen Denken, in den Themen seiner Vorlesungen und Publikationen einnahm, kann nicht verwundern. Ein Teil dieser Schriften wurde von Franz Pöggeler in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts neu aufgelegt. Pöggeler tat damals auch sonst viel für die Rezeption, Popularisierung und Erschließung der pädagogischen Ideen Friedrich Wilhelm Foerstlers in der Bundesrepublik Deutschland.

Im Frühjahr 1913 wurde Foerster als Außerordentlicher Professor der Pädagogik an die Universität Wien auf den Lehrstuhl von Otto Willmann berufen. Einen Ruf an die k. k. deutsche Carl-Ferdinands-Universität in Prag – von der Willmann nach Wien berufen worden war – lehnte er ab, folgte aber 1914 einem Ruf an die Ludwig-Maximilians-Universität in München auf den Lehrstuhl für Pädagogik. Hier sollte aber dem Hochschullehrer kein beruflicher Erfolg beschieden sein. Im August des Jahres seines Wechsels nach München brach der Erste Weltkrieg aus. Der Pazifist Foerster bezog engagiert gegen den Krieg Stellung. Seine Lehrveranstaltungen gerieten zum Politikum. 1916 löste eine Veröffentlichung, die als Verunglimpfung der deutschen Kriegspolitik verstanden wurde, einen Sturm der Entrüstung in der Münchener Gesellschaft, eine Distanzierung der Philosophischen Fakultät von ihrem Mitglied Foerster und studentische Unruhen aus. Die feldgrauen, kriegsbegeisterten Studenten – davon die meisten Einjährig-Freiwillige – stürmten seine Vorlesung. Das Bayerische Staatsministerium sah sich gezwungen, Foerster zu beurlauben.

Foerster wich nach Wien aus. Nach der Revolution kehrte Foerster im Oktober 1918 nach München zurück. Und die alten Probleme nahmen ihren Fortgang. Bereits 1914 hielt sich die Begeisterung über

die Neuberufung Foersters auf den Lehrstuhl für Pädagogik in der Philosophischen Fakultät in der Münchner Bildungsgesellschaft im Allgemeinen und im Senat der Universität im Besonderen in Grenzen. Die königliche bayerische Staatsregierung hatte seinerzeit nämlich die Berufung in einer Art Alleingang durchgeführt. Unter den neuen (revolutionären) Bedingungen pochte Foerster auf seine verbrieftete Lehrfreiheit. Die Fakultät verweigerte ihm die Unterstützung. Protest- und Sympathiekundgebungen wechselten sich ab. Eine Großdemonstration von 1000 Studenten forderte eine Überprüfung der Zahl der Pädagogikstudenten. Die Verwaltung konnte (und wollte) sich diesem Verlangen nicht widersetzen. Die erzwungene Überprüfung ergab einen dramatischen Rückgang der Einschreibungen für das Fach Pädagogik auf 86 Studenten und 93 Studentinnen. Der amtierende Rektor Hermann von Grauert versuchte zu vermitteln, allerdings vergeblich. Foerster sah sich gezwungen, seine Lehrtätigkeit niederzulegen, seinen Lehrstuhl zu verlassen und nicht zuletzt wegen Morddrohungen nach Basel in die Schweiz zu fahren, wo seine akademische Karriere ja ihren Anfang genommen hatte, und er sie in Zürich und Genf fortzusetzen gedachte. Hier erhielt er lediglich eine vorläufige und kurzfristige Aufenthaltsgenehmigung. Er flüchtete 1926 weiter nach Paris und 1937 in ein kleines Dorf in Hochsavoyen nahe der Schweizer Grenze, weil er sich in Paris vor zwielichtigen, illegalen Machenschaften der deutschen Geheimen Staatspolizei (Gestapo) nicht sicher wähnte. Bei den damals herrschenden politischen Verhältnissen ist es nachvollziehbar, dass er, als in seinem Heimatland verfeimter Emigrant, staatenlos und damit auch schutzlos, sich wegen einer Entführung oder gar eines Mordanschlags ängstigen musste. Nach der militärischen Niederlage Frankreichs 1940 fürchtete er – nicht unbegründet – eine Verfolgung sowohl durch deutsche Besatzungsbehörden als auch durch die französische Administration des Vichysystems. Unmittelbar nach der Besetzung von Paris durch deutsche Truppen ist die Gestapo bei der Pariser Adresse von Foerster vorstellig geworden: „Où est ce cochon de Foerster?“. Foerster war rechtzeitig mit seiner Familie in die Schweiz geflüchtet. Der Bundesrat weist ihn aus, weil Paul Reynaud ihm kurz zuvor die französische Staatsbürgerschaft verliehen hatte. Der einstige Züricher Professor hatte als Franzose keinen Anspruch mehr auf Asyl. Foerster folgt einer gastfreundlichen Einladung des portugiesischen Präsidenten Salazar, der einige seiner Bücher gelesen hatte.

Ende 1940 ging Foerster von Portugal über Rio de Janeiro in die USA. Die Reise organisierte Hermann-Mathias Görden, sein ehemaliger Assistent, der Ende der Fünfzigerjahre als CDU-Bundestagsabgeordneter in Bonn tätig sein wird. In New York stellte Foerster die dritte Auflage seines Christusbuches fertig, die sechste seiner

„Sexualethik und Sexualpädagogik“ und die fünfzehnte von „Schule und Charakter“. Hier lebte Foerster als Emigrant nicht selten unter sehr schlechten materiellen Bedingungen. Veröffentlichungen in der jüdischen Emigrantenzeitschrift „Aufbau“ lassen nur ein interessantes, aber zahlenmäßig begrenztes Publikum erreichen. Unter den deutschen Emigranten nimmt er auf Grund seines rigorosen politischen Standpunktes eine eher isolierte Stellung ein. Für Präsident Roosevelt und seine Administration ist er jedoch ein gesuchter Gesprächspartner. Bekannt ist, dass er bei der Festlegung der alliierten Kriegsziele keinerlei Einwendungen hatte, Deutschland aufzuteilen. Sicherlich hat er auch die Auflösung des von ihm ja so gehassten Staates Preußen begrüßt. Ungesichert ist bislang seine Beteiligung bei der Festlegung auf die Vertreibung der Deutschen aus Mitteleuropa, insbesondere aus dem nach Westen verschobenen Polen und der wiedererrichteten Tschecho-Slowakei. Es ist davon auszugehen, dass er sie nicht missbilligte. Eine Rückkehr nach Deutschland schloss er offensichtlich endgültig aus. Trotzdem nahm er 1948 eine Ehrenpromotion der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig gerne entgegen, die sich damals noch nicht Karl-Marx-Universität nannte. 1963 siedelt er nach Kilchberg nahe Zürich über. Hier stirbt er fast völlig erblindet in einem Sanatorium 1966 in seinem 97. Lebensjahr. Foerster war ein ausgesprochen fruchtbarer wissenschaftlicher Publizist. Dreißig eigenständige Bücher, teilweise mit für ein Fach wie Pädagogik erstaunlich hohen Auflagenzahlen und an die sechstausend Aufsätze zählt seine Veröffentlichungsliste. Schon allein aus Platzgründen kann sie hier auch nicht ansatzweise wiedergegeben werden.

Politische Vor- und Einstellungen

Aus der Münchener Zeit haben wir Friedrich Wilhelm Foerster als durchaus politisch denkenden und handelnden Menschen kennen gelernt. Dies soll und kann an einigen Details seines Lebensweges konkretisiert werden. Wir sahen den jungen Foerster bereits als Herausgeber der von seinem Vater gegründeten Zeitschrift „Ethische Kultur“. Seit Gründung der Gesellschaft für ethische Kultur übte Foerster dort leitende Funktionen aus. 1903/04 schied er aus der Vereinigung aus. Seine Hinwendung zum (katholischen) Christentum stand im Widerspruch zum säkularistisch-aufklärerischen Weltverständnis der Mehrheit der Mitglieder. Der Ethiker wurde über den Moralpädagogen und den Allgemeinpädagogen politisch zum überzeugten und entschiedenen Nonkonformisten, Pazifisten und Antimilitaristen, der die von ihm Ende der Zwanzigerjahre in Berlin (zusammen mit Hans Schwann) herausgegebene Zeitschrift „Die Zeit“ nützt, in seiner christlich-ethischen Grundhaltung pointierte und polemische Angriffe auf chauvinistische, militaristische (geheime Aufrüstung) und sonst ihm

suspekte politische Vorgänge und Personen in der Weimarer Republik anzuprangern. Die Auseinandersetzungen um seine Person und die Kritik an ihm in München während des Ersten Weltkriegs und danach rissen nicht ab. Dass er einseitig die Kriegsschuld dem deutschen Kaiserreich anlastete, machte ihn in nationalen Kreisen mehr als fragwürdig und in nationalistisch-monarchistischen und bald in nationalsozialistischen richtiggehend verhasst.

Ein politisch-diplomatisches Zwischenspiel ist nur von kurzer Dauer. Der Ministerpräsident der revolutionären bayerischen Räterepublik, Kurt Eisner, schickte Foerster als Minister und bayerischen Gesandten in die Schweiz. Der schweizerische Bundesrat verwehrt allerdings die Akkreditierung. Darauf nimmt Foerster in seinem vorgestellten Brief keinen Bezug, und deswegen muss darauf später nochmals eingegangen werden. Foerster befreundete sich und verfeindete sich dann wieder mit namhaften Wissenschaftlern und Persönlichkeiten seiner Zeit; so u. a. mit dem Schweizer Theologen Karl Barth, dem Hallenser Historiker Heldmann, dem Kölner Hochschullehrer Benedikt Schmittmann, der später im KZ Sachsenhausen ermordet wurde, mit Vertretern der Deutschen Friedensgesellschaft, mit Industriellen, ja auch mit Militärs, natürlich mit (nicht nur katholischen) Publizisten und einflussreichen Politikern. Selbst mit Albert Schweitzer, der vom Theologen zum Urwaldarzt in Lambarene wurde, pflegte er Kontakte. Durch die zahlreichen „Fälle Foerster“ hatte er eine internationale Resonanz, die anderen akademischen Karrieren in der damaligen Zeit versagt geblieben war.

1926 wurde Deutschland in den Völkerbund aufgenommen. Als der deutsche Außenminister Stresemann seine Rede in Genf begann, lag jedem Delegierten Foerstere Broschüre „Le Réarmement clandestin de l'Allemagne“ [Die geheime Wiederaufrüstung Deutschlands] auf dem Pult. Foerster berichtete gut informiert und wahrheitsgemäß über Panzer- und Artillerietraining der Reichswehr in der Sowjetunion. Stresemann nannte Foerster daraufhin vor der versammelten Weltpresse einen Lumpen.

Foerster war eine umstrittene Persönlichkeit. Seine Emigration aus Deutschland war schon anfangs der Weimarer Republik unvermeidbar. Foerster musste um Leib und Leben fürchten. Ein bekannter Offizier, Falkner von Sonnenburg, ließ ihm eine Warnung zukommen, dass er als nächster auf der Liste derer stehe, denen wie Rathenau ein Fememord bevorstehe. Nach der Machtübernahme durch die NSDAP bekam er auch als Emigrant deren Rache zu spüren. Wegen seiner eindringlichen Warnung vor Hitler und dem Nationalsozialismus in der Schweiz und seiner in Frankreich erschienenen Schrift „Die tödliche Krankheit des Deutschen Volkes“ wurde er zum „bestgehassten Mann“ des neuen, totalitären Regimes in Deutschland. Seine Werke

wurden verbrannt. Bei der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz wurde im dritten Feuerspruch Foerster als „Gesinnungslump und politischer Verräter“ gebrandmarkt – im Wortsinne. Bereits am Tage vorher wurden seine Schriften in Dortmund öffentlich verbrannt. Gleichzeitig wie in Berlin erfolgten öffentliche Bücherverbrennungen in Braunschweig, Dresden und Rostock, in denen Angehörige des NS-Studentenbundes Bücher Foersters in das Feuer warfen. Am 9. Juni verbrannte die Hitlerjugend in Bochum neben vielen anderen auch Foersters Bücher. 1933 wird Foerster als erster Deutscher ausgebürgert. 1937 trifft dieses Schicksal auch seine Frau Marie, geborene Werner, die aus Freiburg stammte und vier Jahre älter als ihr Ehemann war.

Für die Entstehungsgeschichte des zu würdigenden Briefes vom 11. August 1938 scheinen einige Begegnungen von nicht zu gering einzuschätzender Bedeutung zu sein. Nach der erwähnten Beurlaubung als Münchner Ordinarius und seiner Retirade nach Wien wurde im Juli 1917 Foerster vom letzten österreichischen Kaiser, Karl I., zu einer Audienz gebeten. 1914 hatte Foerster eine Schrift „Das Österreichische Problem“ veröffentlicht. Sie wurde in den Kronländern der Monarchie nicht zur Kenntnis genommen. 1917 überreichte sie jemand dem neuen Kaiser Karl. Foerster wurde sofort in die Hofburg eingeladen. Im kaiserlichen Manifest „An meine Völker“ sollen in der Absicht der Föderalisierung der Monarchie Gedankengänge Foersters zu erkennen sein. Es ist nicht belegt, aber nicht ganz abwegig anzunehmen, dass über die „böhmische Frage“ gesprochen wurde. Sicherlich hat sich Foerster, als er den Ruf nach Prag ablehnte, über die Verhältnisse in der böhmischen Metropole und im Lande kundig gemacht. Verbürgt sind hingegen Treffen mit dem tschecho-slowakischen Außenminister Edvard Beneš in der Schweiz. Auch die Mitglieder der amerikanischen Friedensdelegation Präsident Wilsons haben Foerster aufgesucht. Der tschecho-slowakische Präsident Thomas G. Masaryk lud Foerster im Sommer 1924 nach Villeneuve am Ostufer des Genfer Sees ein, wo sich dieser bereits damals sehr besorgt zeigte über das Anwachsen alldeutscher Bestrebungen und darauf vertraute, dass der Widerstand der deutschen Linken dem Einhalt gebieten könnte. Foerster hielt ein historisches Kolleg von Professor zu Professor, in dem er Masaryks Befürchtungen eher steigerte und vermehrte und dessen zuversichtliche Hoffnungen ziemlich und unmissverständlich dämpfte.

Die entscheidende Motivation, Konrad Henlein einen Brief zu schreiben, scheint jedoch in einer schon fast 20 Jahre zurückliegenden Begegnung mit Sudetendeutschen zu Beginn des Jahres 1919 (so schreibt Foerster in seinen Memoiren; im Brief spricht er vom November 1918) in Bern zu liegen. In der österreichischen Delegati-

on, die in St. Germain die Friedensbedingungen ohne Verhandlungen entgegenzunehmen hatte, reisten auch fünf Vertreter mit, welche die Deutschen repräsentierten, die zu Österreich gehören wollten aber in andere, teils neu errichteten Staaten eingegliedert werden sollten. Lodgman von Auen und Josef Seliger wollten bei Foerster um Verständnis und um Unterstützung bitten, nicht als Bürger in die neue CSR gezwungen zu werden. Wie in seinem Brief an Henlein vom 11. August 1938 beschwor Foerster die achthundertjährige Kulturgemeinschaft der Sudetendeutschen mit den Tschechen. Die Sudetendeutschen wären die geborenen Protagonisten, die Freundschaft der Deutschen mit der slawischen Welt zu entwickeln; abgesehen davon wären sie ja wirtschaftlich untrennbar mit der Südostwelt Europas verbunden. „Was wollen Sie in Deutschland?“ Die beiden sudetendeutschen Abgeordneten zogen nicht nur unverrichteter Dinge, sondern resigniert und deprimiert nach Paris und ihrem unvermeidlichen Schicksal entgegen.

Die rassistische Passage des Briefes („... Sie haben ihr [der slawischen Welt] unablässig deutsches Blut gegeben und haben slawischen Blut in Ihre Adern aufgenommen...“) und die schmeichelnden, ja liebedienerischen Ausführungen zu sudetendeutschen Kulturleistungen und -aufgaben insbesondere die der deutschen Universität in Prag fehlen in der Autobiographie Foersters. Glaubt er, sie der vermuteten Denkweise des Adressaten schulden zu müssen? Wären sie nicht auch gegenüber tschechischen Repräsentanten früher bei den zahlreichen Gelegenheiten angebracht gewesen?

Natur- und zeitgemäß fehlen in der selbstverfassten Lebensschilderung auch die voraussagenden und -sehenden Ausführungen. Foerster weist 1953 darauf hin, dass er (leider) Recht behalten habe. Hätte Foerster einen Brief ähnlichen Inhalts spätestens 1933 an die politischen tschechischen und deutschen Repräsentanten geschrieben – vielleicht wäre ihm Erfolg beschieden gewesen. Tschechen und Deutschen wäre in den böhmischen Ländern vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg viel Unrecht und Leid erspart geblieben.

Wirkungen

Die außergewöhnlich umfangreiche pädagogische Publikationstätigkeit konnte herausgestellt werden. Trotzdem kann von einer nachhaltigen Wirkung auf das Erziehungswesen und die wissenschaftliche Diskussion in der Retrospektive keine Rede sein. Zeitnahe und aktuelle pädagogisch-historiographische Werke führen den Namen Friedrich Wilhelm Foerster nicht einmal mehr im Personenregister an.

Ähnlich ergeht es seinen politischen Gedankengängen. Die außerparlamentarische Opposition und die Studentenrevolte Ende der Sechzigerjahre hat sie nicht rezipiert. Selbst die westliche Friedensbe-

wegung hat sich nicht an Foerster als einen ihrer Vordenker erinnert. Ganz anders die entsprechenden evangelischen Kreise in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR bzw. in der ČSR/ČSSR, was nicht zuletzt zu der beschriebenen Ehrenpromotion der Universität Leipzig geführt hat. Freilich, in beiden Ländern war die Friedensbewegung Staatsdoktrin.

Wertschätzung erfuhr Foerster nur im Ausland. Als Foerster seinen 90. Geburtstag feierlich begeht, schickte Papst Johannes XXIII. ausdrücklich einen Prälaten nach New York, der den päpstlichen Segen persönlich überbrachte und das tiefgründige Erkennen der Gedanken Foersterns durch die Kurie bekundete. Foerster galt als „Glocke, die außerhalb der Kirche für die (katholische) Kirche läutete“. Albert Einstein und Martin Buber würdigten Foersterns Ideen, Werke und Lebensleistung. Das offizielle Deutschland nahm davon keine Notiz. Die große, versöhnliche Geste des polnischen Episkopats von 1963 ist in weiten Teilen dem außergewöhnlichen Ansehen Foersterns in Polen zu danken. Boleslav Kominek, Erzbischof von Breslau, hatte geschrieben: „Der Name Friedrich Wilhelm Foerster ist zum Symbol menschlicher Freiheit und Kultur in der ganzen Welt geworden.“

Dass in den Diskussionen der sudetendeutschen Gremien nach 1945 aus den Erfahrungen bei Kriegsende und in der Zeit der Vertreibung Foerster keine Rolle gespielt hat, mag niemanden in Erstaunen versetzen. Gleichermäßen festzuhalten wie hervorzuheben ist jedoch: Es ist das unbestrittene Verdienst Friedrich Wilhelm Foersterns, den Brief an Konrad Henlein überhaupt geschrieben und abgeschickt zu haben. Dass er im August 1938 nicht mehr an eine Wirkung in seinem Sinn gehofft hat, lässt der resignative Schluss vermuten: „Sie werden sehen und eines Tages meines heutigen Rates gedenken.“ Es ist eine Aufforderung nicht nur zum Nachdenken über die historische Rolle der Sudetendeutschen auch jetzt nach über siebzig Jahren, sondern gleichfalls über deren politische Zukunft – falls es überhaupt eine geben soll.

Herwig Baier

(Das Literaturverzeichnis kann
im Institut angefordert werden.)

Tag der offenen Tür

am 23. 02. 2013, 14.00 Uhr in unserem Hause,
Zum Sportfeld 14 in Geiß-Nidda

Im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung mit der katholischen Erwachsenenbildung der Pfarrei Nidda spricht
Walter Bensch aus Friedberg über Franz Stock
als Wegbereiter der deutsch-französischen Versöhnung.

Ein Schönhengster Barockmaler aus Müglitz Vor 300 Jahren wurde Thaddäus Supper geboren

Das deutsche Müglitz im Schönhengstgau hat einige bedeutende Männer hervorgebracht. Im vorigen Jahr jährte sich der Amtsantritt des Prager Erzbischofs Brus 1561 zum 450. Male, der in Müglitz geboren wurde und der erste Erzbischof nach der langen Zeit der Nichtbesetzung des Erzbischöflichen Stuhles in Prag war. In der Barockzeit sind der Jesuitenschriftsteller Barthel Christel und der Missionar Mathias Cuculinus zu nennen. Am 29. März dieses Jahres war der 300. Geburtstag des Malers Thaddäus Supper, von dem noch heute in verschiedenen Kirchen Mährens und Ostböhmens Altarbilder in Öl erhalten sind, während leider manche seiner Wand- und Deckenfresken nicht mehr erhalten sind, da sie später übermalt wurden.

Da der junge Supper Priester werden sollte, wurde er auf das Jesuitengymnasium nach Olmütz geschickt, wo er auch mit dem Theologiestudium begann und den Grad eines Baccalaureus erhielt. In der künstlerisch reichen Welt der kulturellen Hauptstadt Mährens lernte er einige Maler wie Johann Christoph Handke aus Johnsdorf bei Römerstadt, Ignaz Raab aus Nechanitz und Karl Franz Joseph Haringer aus Wien kennen, die damals in Olmütz die Jesuitenkirche mit Bildern und Fresken ausschmückten. Daher entschloss sich Supper, als Lehrling bei Haringer einzutreten. Er heiratete in Mährisch Trübau die Tochter des Malers Christian David, bei dem einst Handke als Geselle tätig gewesen war. 1737 erwarb Supper das Bürgerrecht in Mährisch Trübau und war später dort auch Stadtrat. In Mährisch Trübau ließ sich 1738 auch der Bildhauer Georg Pacák aus Königinhof nieder, der eine Schwester von Supper heiratete. 1742 wurde sein Sohn Franz geboren, der die Werkstatt des Vaters weiterführte und die Fresken des Vaters vollendete. Supper starb am 1. Mai 1771 in Mährisch Trübau.

In dieser Stadt hatte er in der Piaristenkirche das Altarbild gemalt und in der Dekanatskirche die Wandfresken im Chorraum. Für das Franziskanerkloster schuf er das Gemälde der Immaculata und Bilder der hl. Anna und des hl. Johannes Nepomuk. Das von ihm begonnene Bild des hl. Franz von Assisi malte sein Sohn Franz zu Ende. In Hohenstadt stammen das Bild des hl. Apostels Bartholomäus von ihm sowie die Krönung Mariens und das Bild Societas Jesu auf einem Seitenaltar. Weitere Werke sind der hl. Nikolaus und der hl. Johannes Nepomuk. Im Zisterzienserkloster Saar und im Konventsgebäude in Sedletz sind von ihm Altarbilder und Wand- und Deckengemälde zu sehen. Nicht sicher ist seine Autorenschaft bei Seitenaltarbildern in der Spitalkirche in Zwittau und beim Altarfresko der ehemaligen Jesuitenkirche in Ungarisch-Hradisch, die ihm zugeschrieben werden.

Ein Aphorismus: Immigranten und Kolonisten.

Ein Akt der Beschimpfung oder der Hochachtung ?

Es gibt wohl kaum einen Autor, der sich mit der sudetendeutschen Geschichte befasst, der nicht den Ausspruch des ersten Präsidenten der neu errichteten Tschechoslowakei Tomas G. Masaryk aus einem Interview zitiert, das er am 10.1.1919 der französischen Zeitung Le Matin gegeben hat, wo er einen Ausspruch vom 22.12.1918 wiederholt. Im vorläufigen Parlament der neuen Republik äußerte sich Masaryk unter anderem auch über die staatsrechtliche Stellung der über drei Millionen Deutschen im neuen Staat: „Was unsere Deutschen in Böhmen betrifft, so ist unser Programm seit langem bekannt. Die von den Deutschen bewohnten böhmischen Gebietsteile bleiben unser. Wir haben diesen Staat begründet, haben ihn erhalten und verteidigt... Ich wiederhole, wir haben diesen Staat erkämpft und die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen, die als Immigranten und Kolonisten hierher gekommen sind, ist damit ein für allemal festgelegt.“ In dem angeführten Interview festigte und verschärfte er seine Aussage: „Für diese Landesfremden [die Deutschen in Böhmen] wird man vielleicht einen modus vivendi schaffen. ... Im Übrigen bin ich überzeugt, dass eine sehr rasche Entgermanisierung dieser Gebiete vor sich gehen wird.“

Diese Äußerungen haben vor nun annähernd fünfundneunzig Jahren bei unseren Vorfahren für beträchtliches Aufsehen und zornige Empörung gesorgt. Sie führte zum Eklat. Bei der feierlichen Eröffnung des ersten gewählten Parlaments am 1. Juni 1920 mit insgesamt 285 Abgeordneten platzten irgendwo im Saal Stinkbomben. Die größte Zahl der 73 neu gewählten deutschen Abgeordneten zog unter dem Ruf „Die Immigranten und Kolonisten verlassen den Saal!“ protestierend aus dem Plenum aus. Man wollte demonstrieren, dass man sich nicht mit der Zuweisung der Rolle eines Staatsbürgers zweiter Klasse von vornherein abzufinden bereit war.

Wie kam der hochgebildete, der Wahrheit verpflichtete und deswegen weltweit geachtete Universitätsprofessor Doktor der Philosophie Masaryk zu seiner ungewöhnlich schroffen Äußerung, die er später nie mehr wiederholt hat? Im nationalen Hochgefühl der nun geglückten Loslösung von Österreich und endlich erlangten republikanischen Freiheit sind die Äußerungen verständlich, aber trotzdem nicht ganz verstehbar. Masaryk hat jedoch nur das ausgedrückt, was seit František Palackýs „Geschichte von Böhmen“ gängige Lehransicht nicht nur tschechischer Historiker, sondern auch in der Volksmeinung tief verankertes vermeintliches geschichtliches Wissen war. Die Deutschen im neuen Staat hätten diesen chauvinistischen Überschwang Masaryks mit einigen – pflichtgemäßen – verbalen Protest-

aktionen begegnen und so die Angelegenheit auf sich beruhen lassen können. Schließlich hat man um das tschechische Geschichtsbild und seine Abweichung vom deutschen gewusst, und das nicht nur in den Kreisen der deutschen Gebildeten.

Da aber die Erklärung des präsumptiven Präsidenten auch ein politisches Zukunftsprogramm enthielt, wurden die Mitteilungen Masaryks als bedenklicher eingestuft. Die im alten Österreich sich als privilegierte, staatstragende Schicht empfindenden Deutschen sahen sich nun in die Rolle einer zweitrangigen, im neuen Staat gerade mal widerwillig geduldeten Minderheit verwiesen, der die „tschechoslowakische“ Staatsnation aus purer Großzügigkeit zwar alle Pflichten aufzuerlegen berechtigt, aber Rechte nur nach Gutdünken zuzugestehen bereit war. So kamen ab dem Jahr 1923 bis zur Weltwirtschaftskrise anfangs der Dreißigerjahre immerhin 56 Prozent des Steueraufkommens der ersten ČSR aus den deutschsprachigen Gebieten, wobei dort nur rund 20 % der Staatsbevölkerung lebte. Mit diesen Geldern wurden die ungewöhnlich hohen Rüstungsausgaben, die Verteidigungsanlagen an den Grenzen finanziert, obwohl deutsche Betriebe dabei völlig ausgeschlossen wurden. Vielen Unmut unter den Sudetendeutschen rief unter anderem auch der Aufbau des Systems der tschechischen Minderheitenschulen hervor, die als Staatsschulen mit immensem finanziellen Aufwand in den deutschen Schulbezirken geplant, gebaut und unterhalten wurden, also mit Mitteln aus dem allgemeinen Steueraufkommen. Ihren Pflichten kam auch selbst bei der ersten Mobilisierung im Mai und der zweiten im September 1938 die überwiegende Mehrzahl der sudetendeutschen Wehrpflichtigen nach, obwohl ihre Gestellungsorte wegen der in der Armee geübten Dislozierung der Rekruten und Wehrpflichtigen zwischen Heimatort und Garnison in der Regel in der Slowakei und in der Karpathenukraine lagen.

Schon allein die Benützung des Possessivpronomens „unsere“ Deutsche musste Unwillen erzeugen. Wurden sie doch damit ausdrücklich und nicht zufällig zu einer Art tschechischen Besitzes erklärt. Und ein Eigentümer kann mit seinem Besitztum nach eigenem Gutdünken verfahren, wie er will. Er kann sein Besitztum mehren oder verkaufen, pflegen oder vernachlässigen, schützen oder verkommen lassen, umsorgen oder vernachlässigen, vererben oder verschlundern. Der Besitz selbst ist nicht danach zu fragen, was mit ihm zu geschehen hat. Er hat alles nur zu ertragen. Diese Politik hat in vielerlei Hinsicht das Leben in der ersten Tschechoslowakischen Republik geprägt, bestimmt und letztlich zu ihrem Scheitern geführt.

Sicherlich hat Masaryk nicht im Entferntesten daran gedacht, den Sudetendeutschen Ehrentitel verleihen zu wollen. Er hat es aber de facto getan. Dies hätte man schon damals in überlegten Reaktionen

nützen können, der Anmerkung Masaryks eine andere als gewollte Bedeutung der Öffentlichkeit zu vermitteln. Zumindest wäre es heutzutage an der Zeit, dies nachzuholen. Natürlich hat Masaryk mit der geschichtlich einwandfrei belegten Meinung Recht, dass unsere Vorfahren als Immigranten und Kolonisten in die böhmischen Länder gekommen sind.

Masaryk hat damit - wenn auch ungewollt - unbezweifelbar zum Ausdruck gebracht, • dass die Deutschen nicht mit der Faust am Schwert, sondern am Pflug gekommen waren; • dass sie nicht die Streitaxt, sondern vor allem in den Grenzwäldern die Holzhacke und in den Bergwerken die Haue geschwungen haben; • dass sie nicht als Mordbrenner, sondern als kulturstiftende Brandroder aufgetreten sind; • dass sie sich nicht als verwüstende Verheerer, sondern als Rechte schaffende Städtebauer heimisch gemacht haben; • dass sie nicht als beutelüsterne Eroberer und Besatzer aufgetreten sind; sondern als arbeitsame Bauern, Handwerker, Berg- und Kaufleute sich um das Land verdient gemacht haben; • dass sie keinen verdrängt oder um sein Besitztum gebracht haben, sondern den Wohlstand des einheimischen Adels und des Landes gemehrt haben; • dass sie niemanden unterdrückt, seiner Sitten und seiner Sprache beraubt haben, sondern ein friedliches Zusammenleben gesucht und unbebaute, brachliegende Landesteile in unwirtlichen Gegenden nutzbar gemacht haben.

Die Liste einer zusagehenden Bewertung der Ausführungen über Immigranten und Kolonisten des ersten Staatspräsidenten der Tschechoslowakischen Republik ließe sich unschwer fortsetzen. Könnte sie in heutiger Zeit nicht endlich dazu dienen, dass alle, die sich damit beschäftigen, auch in eine andere Weite und auf eine andere Weise geschichtlich gewordene Äußerungen beurteilen?

Bleibt noch die Frage, wie lange man selbst und seine Nachkommen in einem Land leben muss, um über den Status eines bloß geduldeten „Landesfremden“ hinauszukommen und vollwertiger und rechtlich uneingeschränkter Bürger zu sein. 700 Jahre waren es damals offensichtlich zu wenig. Und im Übrigen: Ist nicht in Mitteleuropa seit der Altsteinzeit jeder irgendwann irgendwo eingewandert? Wer darf sich selbstherrlich anmaßen autochthon zu sein, der befugt ist, seine Mitbewohner zu zweitrangigen Bürgern zu degradieren? Wer ist nicht alles in geschichtlich nachweisbaren Zeiten in die böhmischen Länder eingewandert? So zeigen doch beispielsweise allein die Flussnamen, wie Elbe/Labe, Eger/Ohře, Iser/Jizera und andere, dass vor den Slawen keltische und dann germanische Volksstämme das Land besiedelt hatten. Kennt doch der bereits angeführte František Palacký in seiner „Geschichte von Böhmen“ den Begriff „Germanen“ nicht, zumindest vermeidet er ihn systematisch. Für ihn sind all die Goten, Wandalen, Quaden, Langobarden, Markomannen u. a. schlichtweg

Deutsche, die sich halt in ihren neuen Siedlungsgebieten mit der vorhandenen Bevölkerung vermischt haben und nur Spuren in Landschaftsbezeichnungen wie Lombardei, Katalonien (Gotenland), Andalusien (Wandalenland) hinterlassen haben. Wollte damit František Palacký ein Programm für die Zukunft der Deutschen in den böhmischen Ländern durchblicken lassen? Das seine Epigonen, darunter der von einer deutschen Mutter abstammende Universitätsprofessor Doctor der Philosophie Thomas G. Masaryk bereitwillig aufgenommen haben und beabsichtigten, in Form einer „raschen Entgermanisierung“ der verdeutschten Gebiete zu realisieren.

Herwig Baier

Unser Bücherangebot

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Hrsg. von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.